

Die Geburt des „Ich“ in den psychologischen Texten Lou Andreas-Salomés*

HIROSAWA Eriko

1. Einleitung

Lou Andreas-Salomé (1861-1937) war um 1900 eine bekannte Schriftstellerin und zugleich eine der ersten Psychoanalytiker, die Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland tätig waren. In der kanonischen Literaturgeschichte bzw. der Geschichte der Psychoanalyse fand sie lange keine Beachtung und wurde eher als berühmt-berühmte weibliche Randfigur der Kulturgeschichte wahrgenommen.¹ In den letzten Jahrzehnten hat die Zahl der wissenschaftlichen Beiträge zu ihrem Denken und Schreiben im Bereich der Literatur, Religion, Philosophie, Gender-Studies und Psychoanalyse deutlich zugenommen. Aber auch ihr Bild als „femme fatale“ oder „Muse“ wurde im Zusammenhang mit Nietzsche, Rilke und Freud nicht nur in zahlreichen Biographien, sondern auch in künstlerischen Darstellungen vermittelt, oftmals mit betonter Erotik und Koketterie: in Liliana Cavanis Film *Jenseits von Gut und Böse* (1977), in Giuseppe Sinopoli Oper *Lou Salomé* (Uraufführung 1981) und in Irvin Yaloms Roman *Und Nietzsche weinte* (1994; Verfilmung 2007), um einige Beispiele zu nennen. Der neue Kinofilm *Lou Andreas-Salomé* (2016) ist wohl die erste Filmbiographie (Biopic), die dem facettenreichen Leben der Autorin, das über 70 Jahre umfasst, gerecht zu werden versucht.²

Abgesehen von diesen Images, die eine paratextuelle Funktion für

die Rezeption der Werke Andreas-Salomés übernehmen könnten, geht es in der vorliegenden Arbeit um die autobiographischen Texte der Autorin vor allem aus ihrer psychoanalytischen Zeit. Anhand einiger Textbeispiele soll skkiziert werden, welche Selbstbildnisse Andreas-Salomé ihrerseits in diesen Texten entwirft, variiert und neu-konstruiert. Dabei finden sich ihre autobiographischen Schilderungen in Texten unterschiedlicher Gattung: in Essays, Erzählungen, psychoanalytischen Aufsätzen, Briefen, Tagebüchern und schließlich in der postum erschienenen Autobiographie *Lebensrückblick. Grundriß einiger Lebenserinnerungen* (1951, 1968). Einige der zentralen Themen, die von der Autorin behandelt werden, beziehen sich auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen „Ich“ und „Welt“. Im Zusammenhang mit ihrer psychoanalytisch fundierten, aber auch sehr eigentümlichen Erforschung des „Ich“ wird zudem die Bedeutung des Schreibens und der Erinnerung als Mittel der Selbst- und Welterkenntnis in Betracht gezogen. Somit werfen diese Texte Fragen auf über die Grenzziehung zwischen Autobiographie und Fiktion sowie zwischen dem Erinnerten und dem Theoretischen. Der Begriff „Autofiktion“ lenkt in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit nicht nur auf die Problematik der Gattungsgrenzen, sondern auch auf die Effekte der Unentscheidbarkeit zwischen Faktualität und Fiktionalität.³ Die Identität des Autors/der Autorin wird dadurch in den jeweiligen medial-textuellen Spielräumen stets neu interpretiert.

Andreas-Salomé begann spätestens 1911, sich mit der Psychoanalyse zu befassen. Damals befand sie sich gerade in ihrem 50. Lebensjahr. Im Rückblick nannte sie die Begegnung mit der damals neu entstehenden Wissenschaft ihren „Wendepunkt“.⁴ Nach einer intensiven autodidaktischen Phase nahm sie mit den Kollegen Sigmund Freuds, Carl Gustav Jung und Karl Abraham, Kontakt auf. 1912 wandte sie sich in Wien auch persönlich an Freud. Mit seiner Genehmigung durfte sie seinen Vorlesungen an der Universität und einem engen Arbeitskreis Freuds — der sogenannten „Mittwochsgesellschaft“ — beiwohnen. Seitdem war sie bis zu ihrem Tod freundschaftlich mit Freud verbunden. Der Briefwechsel zwischen den beiden umfasst einen

Zeitraum von 25 Jahren und bezeugt ihren regen wissenschaftlichen Austausch auf der Basis gegenseitigen Vertrauens.

2. Psychoanalytischer Erinnerungsdiskurs und autobiographisches Schreiben

In der heutigen Debatte über die Autofiktion ist die „Erinnerung“ ein wichtiges Thema. Frank Zipfel (2009) zufolge werden hinsichtlich der gegenwärtigen autobiographischen bzw. autofiktionalen Texte nicht nur „Unzuverlässigkeit und die Lückenhaftigkeit des Gedächtnisses“ hinterfragt, sondern „[e]s wird zudem in mehr oder weniger durch die Psychoanalyse inspirierten Überlegungen darüber spekuliert, ob der/die Autor/in seine/ihre Erinnerungen bewusst oder unbewusst erfindet.“ (Zipfel, S. 306f.) Im Vordergrund steht dabei „die grundsätzliche (post)moderne Kritik am Konzept eines homogenen, kohärenten, autonomen, selbstbewussten und sich selbst transparenten Subjekts.“ (Ebd., S. 307)

Der von Wilhelm Dilthey und später seinem Schüler Georg Misch vertretene hermeneutische Ansatz der Autobiographietheorie setzte offensichtlich ein Subjekt voraus, das in der Lage ist, über seine Erinnerungen zu verfügen und daraus eine einheitliche Lebensgeschichte in einem organischen Zusammenhang herauszubilden und zu erzählen. Diese Prämisse des autobiographischen Subjekts, das sich mit einer zeitlich linear entwickelnden Individualität gleichsetzt und seinen eigenen Erinnerungen übergeordnet ist, stand also aus der Sicht der damals entstehenden Psychoanalyse bereits um 1900 auf schwankenden Füßen. Josef Breuer und Sigmund Freud zeigten zum Beispiel in den *Studien über Hysterie* (1895) auf, dass die Patientinnen an ihren Erinnerungen leiden, allerdings ohne es selbst zu wissen. Sie waren an traumatischen Erfahrungen erkrankt, die sie ins Unbewusste verdrängt hatten.

Freud schreibt dazu:

Aber der kausale Zusammenhang des veranlassenden psychischen

Traumas mit dem hysterischen Phänomen ist nicht etwa von der Art, daß das Trauma als *agent provocateur* das Symptom auslösen würde, welches dann, selbständig geworden, weiter bestände. Wir müssen vielmehr behaupten, daß das psychische Trauma, respektive die Erinnerung an dasselbe, nach Art eines Fremdkörpers wirkt, welcher noch lange Zeit nach seinem Eindringen als gegenwärtig wirkendes Agens gelten muß [...].

(GW I, S. 85, *Studien über Hysterie*)

[...]: der Hysterische leide größtenteils an Reminiszenzen.

(Ebd., S. 86)

Mit dem Wort „Fremdkörper“ weist Freud deutlich auf die Nicht-Identität von „Subjekt“ und „Erinnerung“ hin. Im Weiteren erörtert er die Mechanismen der pathogenen Erinnerung, die vom betreffenden Kranken „als unwesentlich bezeichnet und doch nur mit Widerstand ausgesprochen wird“ (Ebd., S. 282). Im Hintergrund dieses Phänomens steht die „Abwehr des Ich“:

An das Ich des Kranken war eine Vorstellung herangetreten, die sich als unverträglich erwies, die eine Kraft der Abstoßung von seiten des Ich wachrief, deren Zweck die Abwehr dieser unverträglichen Vorstellung war. Diese Abwehr gelang tatsächlich, die betreffende Vorstellung war aus dem Bewußtsein und aus der Erinnerung gedrängt, ihre psychische Spur war anscheinend nicht aufzufinden.

(Ebd., S. 269)

Die Entstehung des „Ich“ in dem Sinne eines Teils des psychologischen Apparates hängt mit der Spaltung von „Ich“ und „Erinnerung“ zusammen. Charakteristisch für die Freudsche Theoriebildung ist dabei, dass der pathologische Zustand des Kranken durchaus Momente enthält, die auf den Normalzustand des Gesunden übertragen werden. Aus den oben angeführten Betrachtungen Freuds möchte ich vor allem

die „Unwesentlichkeit“ der Erinnerung und die Grenzziehung von Ich und Erinnerung hervorheben und diese Aspekte mit der Analyse der Texte von Andreas-Salomé in Verbindung setzen.

3. Kindheitserinnerungen im Kapitel „Das Erlebnis Gott“ aus dem *Lebensrückblick*

Andreas-Salomé begann 1931, an ihrem „Erinnerungsbuch“ zu arbeiten.⁵ Die Autobiographie ist — wie bereits oben erwähnt — erst im Jahr 1951 unter dem Titel *Lebensrückblick. Grundriß einiger Lebenserinnerungen* veröffentlicht worden. Die grundlegenden zehn Kapitel orientieren sich nicht an der Chronologie, sondern ordnen ihre Erlebnisse thematisch. Dem ersten Kapitel „Das Erlebnis Gott“ folgen „Liebeserleben“, „Erleben an der Familie“, „Das Erlebnis Rußland“, „Freundeserleben“, „Unter Menschen“, „Mit Rainer“, „Das Erlebnis Freud“, „Vor dem Weltkrieg und seither“ und abschließend ein Kapitel über ihren verstorbenen Mann „F. C. Andreas“. In einem zusätzlich verfassten Kapitel „Was am ‚Grundriß‘ fehlt“ erzählt die Autorin von ihrer geheimnisvollen Ehe.

Im Folgenden möchte ich auf das erste Kapitel „Das Erlebnis Gott“ etwas näher eingehen. Die Autorin unternimmt in dem Kapitel eine psychologische Analyse der eigenen Kindheit in Bezug auf ein Gottesgebilde, das in der Phantasiewelt des Kleinkindes existierte. Nicht nur die nächtlichen Gespräche mit dem lieben Gott, der nur stumm zuhört, sondern auch andere Episoden verweisen darauf, dass sie als Kind „einen gewissen Zurückrutsch“ (*Lebensrückblick*, S. 11), d. h. eine Regression erlitten und die Grenze zwischen Realität und Phantasiewelt wieder überschritten hatte. Im „Erlebnis Gott“ sind mehrere Kindheitserinnerungen, die auf den ersten Blick „unwesentlich“ erscheinen, in komplexer Weise zusammengesetzt. Von den Erinnerungen ausgehend entfalten sich die Gedanken Andreas-Salomés über konfliktreiche Entwicklungsstadien von Kindern und die Entwicklung der Religiosität auch für die Autorin selbst gerade am Verschwinden des Kindheitsgottes.

3-1 Episode Schneemann

Die Unsichtbarkeit Gottes störte die kleine Lou nicht, Gott war für sie nicht nur allmächtig und allwissend, sondern bedeutete tiefste Geborgenheit. Nächtlich erzählte sie ihm alles, was tagsüber geschehen war. Er hörte zu. Ein zentrales Drama des Kapitels ist das Verschwinden des Kindheitsgottes. Eine Episode über Schneemänner steht mit dem Gottesverlustes in direkter Verbindung:

Ein Knecht, der winters aus unserm Landhaus in unsere Stadtwohnung frische Eier brachte, tat mir kund, daß vor dem Miniaturhäuschen, welches ich inmitten des Gartens ganz allein eigen besaß, einlaßbegehrend „ein Paar“ gestanden habe, das von ihm jedoch abgewiesen worden sei. Als er das nächste Mal wiederkam, fragte ich sofort nach dem Paar, wohl weil es mich beunruhigte, daß es inzwischen gefroren und gehungert haben mußte [...]. [Der Knecht antwortete]: es habe sich nämlich allmählich ganz verändert, immer dünner und kleiner sei es geworden: dermaßen heruntergekommen sei es, und endlich vollends zusammengesunken; denn als er eines Morgens vor dem Häuschen gefegt, da habe er nur noch die schwarzen Knöpfe vom weißen Mantel der Frau vorgefunden und vom ganzen Mann nur noch einen zerbeulten Hut, den Platz aber, wo das gelegen, noch bedeckt von beider vereisten Tränen.

Das Unbegreifliche an dieser Schauermär enthielt für mich nun seinen schärfsten Stachel nicht mehr im Mitleid mit den Beiden, sondern am Rätsel der Vergänglichkeit, Zerschmelzbarkeit von so fraglos Vorhandenem: als hielte irgend etwas die naheliegende Lösung als eine allzu harmlose von mir fern, während doch alles in mir in steigender Leidenschaft Antwort heischte. Wahrscheinlich noch in derselben Nacht focht ich dieses Antwortheischen mit dem Lieben Gott aus. [...] Auch diesmal mutete ich ihm nicht viel zu: seinem stummen Munde brauchten ja nur ein paar kurze Worte über die unsichtbaren Lippen zu gehen: „Herr und Frau Schnee.“

Daß er sich dazu nicht verstand, bedeutete jedoch eine Katastrophe. Und es war nicht nur eine persönliche Katastrophe: sie riß den Vorhang auseinander vor einer unaussprechlichen Unheimlichkeit, die dahinter gelauert hatte. Denn nicht nur von *mir* hinweg entschwand ja der Gott, der auf den Vorhang draufgemalt gewesen war, sondern *überhaupt* — dem ganzen Universum — entschwand er damit.

(*Lebensrückblick*, S. 15 ff.)

Eine harmlose Erzählung eines Erwachsenen verursachte bei dem Mädchen eine unsagbar schmerzhaftere Verlusterfahrung, die sich gut als Trauma benennen lässt. Wie die Autorin selber andeutet, ahnte das Kind bereits die Antwort, stand aber noch auf der Schwelle von Rationalität und kleinkindlicher Wunschvorstellung.

Etwa 10 Jahre, bevor sie die Autobiographie verfasste, veröffentlichte Andreas-Salomé die Erzählung *Die Stunde ohne Gott* (1922), eine Kindergeschichte, der dasselbe Erlebnis zugrunde liegt, die aber aus der Perspektive der kleinen Protagonistin Ursula erzählt wird. Als Hintergrund der kindlichen Phantasterei mit dem lieben Gott wird die strenge elterliche Erziehung geschildert, weswegen Ursula Zuflucht in ihrer Welt mit Puppen, Naturwesen und dem lieben Gott sucht. Die Eltern, die sonst sehr liebevoll sind, sich aber bei Untaten des Töchterchens verpflichtet fühlen, dieses mit einer Birkenrute zu strafen, werden auch im Kapitel „Das Erlebnis Gott“ in stark zusammengefasster Form dargestellt. Ursulas phantastische Welt und innere Bewegtheit wird in der Erzählung viel akribischer und konkreter zum Ausdruck gebracht, während die theoretische, eher philosophische Prägung der Autobiographie hier im Hintergrund bleibt.

Andreas-Salomés Interesse am kindlichen Erleben wurde offensichtlich durch die Beschäftigung mit der Psychoanalyse geweckt und weiter gefördert.

1913 wurde ihr Aufsatz zum ersten Mal in *Imago*⁶, einem der Publikationsorgane der Psychoanalyse, veröffentlicht. Der Aufsatz heißt *Von frühem Gottesdienst* und nahm einen direkten Bezug auf die

Freudsche Abhandlung *Totem und Tabu* (1912/1913). Ihr Interesse galt allerdings nicht dem „Seelenleben der Wilden“, sondern dem kindlichen Erleben und ihren eigenen Kindheitserinnerungen. Die Problematik des Kindheitsgottes folgt fast demselben Schema wie die nachfolgenden erzählerischen und autobiographischen Texte. Dabei fällt auf, dass die Schneemann-Episode in diesem Aufsatz nicht vorkommt.

1918 berichtet sie in einem Brief an Freud über eine Patientin und zeigt sich weiterhin von der Erforschung der Kindheit begeistert:

Die Eltern sind's auch so zufrieden, mich aber hätte es unendlich gereizt, mit Hilfe dieses Falles ein Stück weiter in die besondere Kindes-Einsamkeit hineingehen zu können, von der wir so wenig ahnen. Mir hat es immer tiefen Eindruck gemacht, wenn Sie über die Fülle dessen, was schon hinter einem so kleinen Kinde liegt, sprachen; es deckt sich so ganz mit meinen Erfahrungen, daß diese ‚Vergangenheit‘[,] die das Kind schon hat, bereits über seine Gegenwart ganz entscheidet und daß es aus ihr bereits fortwährend bestimmend überträgt auf die gegenwärtigen Erlebnisse, von denen die Umgebung allzu harmlos annimmt, sie orientierten sich überhaupt an ihnen erst.

(Sigmund Freud. Lou Andreas-Salomé. *Briefwechsel*, S. 82)

Die Erinnerung an das Schnee-Ehepaar war inzwischen vielleicht wieder emporgekommen. Jedenfalls berichtet Andreas-Salomé in ihrer Autobiographie, dass sie sich an das jähe Verschwinden des lieben Gottes „erst ganz spät, bereits gegen's Alter, in seinen *Einzelheiten* wiedererinnert“ hat. (*Lebensrückblick*, S. 14.)

3-2 Episode Lügnerin, Episode Spiegelbild

Noch zwei weitere Episoden aus dem „Erlebnis Gott“ sollen kurz erwähnt werden.

Nach einem Spaziergang gab Andreas-Salomé zu Hause frei fantasierte Geschichten, von deren Wirklichkeit sie fest überzeugt war, als eigene Erlebnisse wieder. Ihre Begleiterin war davon sehr

überrascht und rief dazwischen: „Aber du lügst ja!“. In diesem Moment kommt das Kind mit seiner Außenwelt in Berührung.

Im Gegensatz zum Spiegelstadium der Lacanschen Theorie erkennt das Kind Lou das eigene Spiegelbild nicht jubelnd, sondern ist enttäuscht:

[...] das war eine sonderbare Angelegenheit mit unsern Spiegeln. Wenn ich da hineinzuschauen hatte, dann verdutzte mich gewissermaßen, so deutlich zu erschauen, daß ich nur *das* war, was ich da sah: so abgegrenzt, eingeklaftert: so gezwungen, beim Übrigen, sogar Nächstliegenden einfach *aufzuhören*. Blickte ich nicht hinein, drängte sich mir dies nicht ganz so auf, doch irgendwie leugnete mein eignes Empfinden den Umstand, nicht in und mit Jeglichem vorhanden zu sein, sondern ohne Aufnahme darein, gleichsam daran obdachlos geworden.

(*Lebensrückblick*, S. 12)

Die Episoden drehen sich um die Problematik der Geburt des „Ich“, das als Fragmentarisierung des Subjekts aufgefasst wird. Andreas-Salomé versuchte, das Ich nicht nur in Richtung dieser Fragmentarisierung, sondern zugleich in Richtung der Auflösung in die Welt zu analysieren. Ihr Aufsatz *Narzißmus als Doppelrichtung* (1921) machte bereits diesen doppelten Aspekt des Narzissmus zum Thema.

4. Autorschaftsfrage

Die oben erwähnte Lügnerin-Episode hängt mit der Entwicklung Andreas-Salomés als Schriftstellerin zusammen. In den kleinen Essay *Im Spiegel. Autobiographische Skizzen*, den sie 1911 anlässlich ihres 50. Geburtstags veröffentlichte, nahm sie bereits diese Episode auf. Im Zusammenhang damit bedeutete das Schreiben für Andreas-Salomé, „Merkzeichen zu machen, an denen das Leben sich seiner selbst erinnert. [...] Es blieb ein Notbehelf“. Es handelt sich hierbei nicht um genuin literarisch konstruierte Werke, sondern um „[k]urze Aufzeich-

nungen“ und „trockene Notizen, zuerst nur von Daten, Namen, Zahlen, von denen viele Verbindungslinien nach überallhin und wieder in jede zurückliefen, — halb Schriftwerk, halb Netzwerk“. (*Im Spiegel*, Sp. 87–88)

So suggeriert die Autorin, dass ihr „Ich“, das der „Autorschaft“ im herkömmlichen Sinne zugrunde liegen mag, nicht in der Position eines „Schöpfers“ liegt, sondern an der Schwelle zwischen Erinnerungen und deren schriftlichem Festhalten auftaucht bzw. erst in „Geheimzeichen“ (ebd.) zu entziffern ist. Schriftzeichen und Texte konstituieren ein Ich, das wiederum durch die Texte gedeutet wird.

5. Schluss

Die Entstehung des „Ich“ als Teil eines psychologischen Apparates geht mit einer Spaltung des Subjekts einher. Andreas-Salomé fasst diesen Vorgang als Verlust der Einheit mit der Welt auf und bezeichnet ihn am Anfang des Kapitels „Das Erlebnis Gott“ ganz verallgemeinernd als „Entschwund“ bzw. „die erste Erinnerung“. Dieses Verlusterlebnis des Einheitsgefühls erhält insofern eine ambivalente Bedeutung, als es für die Grenzziehung zwischen dem „Ich“ und dem „Anderen“, oder zwischen „Ich“ und „Welt“ eine unentbehrliche Voraussetzung bildet.

Ihre Kindheitserinnerungen und „der Lebensrückblick“ wären ohne ihre Auseinandersetzung mit der Theorie Freuds nicht entstanden. Freuds Ich-Psychologie und Erinnerungsdiskurs fungieren als konstitutive Denkansätze und Schreibmotive für die Autorin. Der Narzissmus-Aufsatz sollte selbstverständlich noch ausführlicher in Verbindung mit der Freudschen Narzissmus-Theorie abgehandelt werden.

Zumindest kann jedoch festgehalten werden, dass der Begriff der Autofiktion, der die Grenze zwischen Autobiographie und Fiktion thematisiert, bei Andreas-Salomé auf die Grenze zwischen subjektiv Erinnerungtem und wissenschaftlich Theoretischem zu beziehen ist. Erinnerungtes und Theoretisches schließen einander nicht aus, sondern erst

ihre Wechselwirkung wird — in einer etwas unbehaglichen Ununterscheidbarkeit — fruchtbar.

*Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den ich am 17. März 2015 im Rahmen des 57. Kulturseminars der Japanischen Gesellschaft für Germanistik zum Thema „Autofiktion“ in Tateshina gehalten habe.

Anmerkungen

- 1 In der siebten Auflage der *Deutschen Literaturgeschichte* von Metzler (2008) wird sie als „Schriftstellerin und Psychoanalytikerin“ bezeichnet.
- 2 Auf subtile Weise interpretiert der Film auch die — teilweise gestörte — Entwicklung des Sexuallebens der Schriftstellerin: *Lou Andreas-Salomé* (Kinostart am 30. Juni 2016 in Deutschland), Regie: Cordula Kablitz-Post; Besetzung: Katharina Lorenz, Nicole Heesters, Liv Lisa Fries u.a.
Für genauere Informationen über den Film bedanke ich mich ganz herzlich bei Herrn Reik Möller (Wild Bunch Germany).
- 3 Zur neueren Diskussion über den Begriff „Autofiktion“ siehe: Doubrovsky (2008), Zipfel (2009) sowie Wagner-Egelhaaf (2013).
- 4 Andreas-Salomé (1958): *In der Schule bei Freud. Tagebuch eines Jahres. 1912/1913*, S. 143. In dieser Aufzeichnung wird die Psychoanalyse mit der Person Freuds gleichgesetzt.
- 5 Vgl. *Sigmund Freud. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel* (1980), S. 215f.
- 6 *Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften* II (1913), H. 5.

Literatur

Texte von Lou Andreas-Salomé

- Im Spiegel. Autobiographische Skizzen (1911). In: *Das literarische Echo*. 14. Jahr, Heft 2 (Oktober 1991), Sp. 86–88
- Von frühem Gottesdienst (1913). In: *Das „zweideutige“ Lächeln der Erotik*, S. 37–49
- Narzißmus als Doppelrichtung (1921). In: *Das „zweideutige“ Lächeln der Erotik*, S. 191–222
- *Die Stunde ohne Gott und andere Kindergeschichten* (1922). Jena: Diederich

- *Lebensrückblick. Grundriß einiger Lebenserinnerungen* (1974). Aus dem Nachlaß hrsg. von Ernst Pfeiffer. Neu durchgesehene Ausgabe mit einem Nachwort des Herausgebers. Frankfurt/M.: Insel [1951, 1968]
- *In der Schule bei Freud. Tagebuch eines Jahres. 1912/1913* (1958). Aus dem Nachlaß hrsg. von Ernst Pfeiffer. Zürich: Max Niehans
- *Sigmund Freud. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel* (1980). Hrsg. von Ernst Pfeiffer. 2. überarb. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer [1966]
- *Das „zweideutige“ Lächeln der Erotik. Texte zur Psychoanalyse*. Hrsg. von Inge Weber und Brigitte Rempp. Freiburg i. Br.: Kore 1990
- Freud, Sigmund (2001): *Gesammelte Werke in achtzehn Bänden mit einem Nachtragsband*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch [GW]
- Dobrovsky, Serge (2008): Nah am Text. In: *Kultur & Gespenster*. H. 7. (Dossier: Autofiktion) S. 123-133 [frz. Originaltext 1993]
- Zipfel, Frank (2009): Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität? In: Winko, S.; Jannidis, F.; Lauer, G. (Hg.): *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Berlin; New York, S. 285-314
- Wagner-Egelhaaf, Martina (Hg.) (2013): *Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion*. Bielefeld: Aisthesis

(ひろさわ・えりこ 商学部教授)